

K A R L H. N E U F E L D

Zum Menschenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils¹

Vordergründig gesehen ging es dem 2. Vatikanum nicht um ein neues Menschenbild. Durch das Ernstnehmen des Menschen, für den Gott Mensch geworden ist, wird jedoch in den Konzilstexten eine Sicht vom Menschen im Heilsgeschehen eröffnet, die bis dahin (teilweise) verdeckt war. Seine Stellung in der Kirche und seine Rolle in der Liturgie und im sakramentalen Geschehen werden aufgewertet, eine „christliche Anthropozentrik“ wird erkennbar, die nicht im Gegensatz zu Gott steht, weil sie anknüpft an Jesus Christus, den Gott, der Mensch geworden ist.

Der Verfasser des Beitrages ist Professor für Systematische Theologie an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. (Redaktion)

Sucht man das letzte Konzil zusammenfassend zu charakterisieren, möchte man seine Probleme auf einen (klaren) Nenner bringen, dann liegt die Auskunft gleichsam auf der Hand, es sei um die Klärung des Selbstverständnisses der Kirche gegangen. „Die Kirche“ — das war von der Konstitution über die Liturgie an bis hin zur Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ das Thema. Es findet sich in der Mitte der Zeugnisse dieses Konzils. Es kann kein Zweifel darüber bestehen: *Das Problem dieser Kirchenversammlung war die Kirche.*²

Im Licht der theologischen, der pastoralen und der liturgischen Fragen nach dem Volk Gottes und seinem Leben finden zwanglos auch die übrigen Verhandlungspunkte und Diskussionen samt den sich

daraus ergebenden Dekreten und Erklärungen des Konzils ihren Platz. So stand nicht zufällig schon während des Verlaufs des Zweiten Vatikanums die ekklesiologische Perspektive im Vordergrund der Berichterstattung und des begleitenden Mitbetens und Mitdenkens der ganzen Kirche. Und die anschließende Aufnahme bzw. Auseinandersetzung mit dem Konzil blieb ebenfalls von diesem Thema geprägt. Dies sogar so stark, daß sich bald die besorgte Frage meldete, ob die katholische Kirche vor lauter Selbstbesinnung und Befassung mit ihrer eigenen Wirklichkeit nicht daran sei, die Mitte ihrer Botschaft und ihres Auftrages zu vergessen und zugleich noch an den auch ihr aufgegebenen Problemen der Welt in unserer Zeit vorbeizulaufen. Es war wohl diese Besorgnis, die dann zur baldigen Verlagerung des theologischen Interesses auf die christologische Frage beitrug und die andererseits die Erscheinung der allgemeinen Säkularisierung zu einer Hauptherausforderung werden ließ. War das nur ein ausgleichender Umschlag? Wie dem auch sei: eine besondere Betonung des Menschen oder des Menschenbildes sucht man — vordergründig betrachtet — in diesem Zusammenhang vergebens. Das letzte Konzil scheint die Frage nach dem Menschen mindestens nicht ausdrücklich gestellt zu haben. Kein Dokument gilt diesem Thema. Die späteren Debatten widmen diesem Punkt ebensowenig Auf-

¹ Den folgenden Ausführungen liegt eine Gastvorlesung an der Kath.-Theol. Hochschule Linz am 26. Jänner 1987 zugrunde. Für die freundliche Einladung und Aufnahme sei den Verantwortlichen ausdrücklich gedankt. Der Text wurde für den Druck überarbeitet und mit Anmerkungen versehen, ohne den ursprünglichen Charakter zu verwischen.

² Genauere Nachweise zu diesen einleitenden Bemerkungen erübrigen sich, da es sich um eine allseits bekannte Tatsache handelt.

merksamkeit. Und dennoch gibt es ein Menschenbild dieses Konzils, gibt es einen Entwurf des Menschen, der den Bemühungen des Zweiten Vatikanums zu verdanken ist.

1. Ausrichtung auf den Menschen³

Papst Johannes XXIII. stellte sich ein „pastorales“ Konzil vor, er wünschte eine Kirchenversammlung des „aggiornamento“. Was das genau bedeutet, ließ sich anfangs weit weniger klar ausmachen als das, was durch diese Ausrichtung ausgeschlossen werden sollte: Verurteilungen und Verdammungen sollte es nicht geben. Zurückgestellt war damit eine bestimmte, bis dahin weithin vorherrschende Sicht, in der Kirche und Mensch im engen Sinn unter juristischen und kanonistischen Kategorien erfaßt wurden. Zurückgestellt, das wollte sagen: diese Perspektive kann und darf nicht die einzige sein. Mensch und Kirche sind mehr als nur Subjekte von Institutionen und Verwaltungsakten, die nach einer bestimmten äußeren Ordnung zu funktionieren haben. Der Mensch vor allem ist nicht nur fester Posten einer Buchhaltung nach Soll und Haben. Er existiert als lebendiges Wesen mit einer u. U. sehr wandlungsreichen Geschichte sowie als Glied einer sich ebenso in Raum und Zeit entwickelnden Gemeinschaft.

Die Öffnung auf diese weiteren Seiten menschlicher Wirklichkeit steckte tatsächlich schon in der Grundidee des letzten Konzils und war darüber hinaus durch seine pastorale Ausrichtung auch bewußt intendiert. Denn immer klarer trat hervor, daß „pastoral“ nichts anderes sagen wollte als „auf den Menschen ausgerichtet“. Ohne Wenn und Aber sollte diese Kir-

chenversammlung und ihre Arbeit dem Zeitgenossen, dem Menschen von heute dienen.

Dieser Mensch sollte die Botschaft Jesu Christi besser hören und verstehen können, ihm mußte angesichts vieler Barrieren der Zugang zum Herrn und zu seiner Kirche erleichtert, wenn nicht gar neu erschlossen werden. Im Blick auf den Menschen dieser Zeit galt es, obsolet gewordene Hindernisse zu beseitigen, unsinnige Erschwernisse abzubauen, verschüttete Wege wieder freizulegen. Evangelium und Kirche wurden ja in der Tat mehr und mehr als Fremdkörper empfunden, so daß ihre Botschaft weithin gar nicht mehr richtig vernommen werden konnte. Christentum und moderne Welt schienen unüberbrückbar auseinandergedriftet zu sein. Viele zweifelten, ob überhaupt noch eine echte Begegnung möglich wäre. Sie stellten zwar weder die Wahrheit noch die Heilsbedeutung von Botschaft und Glaube Jesu Christi in Frage, aber sie suchten herauszufinden, wie weit durch Schuld von Menschen der Zugang zu diesen Wirklichkeiten verbaut wäre. Daß die Wirkung des Christentums heute schwer behindert ist und vielleicht — abgesehen von den immer kleineren Kreisen lebendig Glaubender — nur wenig Resonanz besitzt, läßt sich ja nur schwer bestreiten. Ein Hauptgrund dafür — so sah man — liegt gewiß in der seit fast zwei Jahrhunderten anhaltenden Konzentration der katholischen Kirche auf sich selbst, in dem Rückzug in die eigene Festung, für die schon seit längerem eine Schleifung der Bastionen gefordert wurde. Die apologetische Abwehrstellung, die Furcht vor Verrat von außen wie von innen, beeinflusste vor allem die Haltung

³ Die deutlichste Betonung dieser Ausrichtung liegt mit der ersten Enzyklika Papst Johannes Paul II., „Redemptor Hominis“ vor; vgl. den Text „Die Würde des Menschen in Christus“, Freiburg/Br. 1979. Soweit es um die Pastorkonstitution „Gaudium et spes“ geht, vgl. zu dieser Ausrichtung auch Th. Gertler, Jesus Christus — Die Antwort der Kirche auf die Frage nach dem Menschsein, Leipzig 1986 (ebd. auch weitere Literatur).

der Amtsträger sehr stark. Was sich außerhalb der eigenen Grenzen regte, sah man von vornherein als einen Angriff, als böswillige Beeinträchtigung, als Versuch zu Auflösung und Zerstörung an. Diese Sorge hatte sich dann auch nach innen gekehrt. Mehr und mehr entdeckte man ähnliche Kräfte *in* der Kirche am Werk. Das Mißtrauen war vollständig geworden. Apologetische Abwehr glaubte man immer schärfer in der Kirche selbst praktizieren zu müssen. Ob wirklich Sachgegebenheiten dazu zwangen, kann auf sich beruhen bleiben. Die Tendenz hatte — und das ist leicht einzusehen — zwei wichtige Folgen für die eigene christliche und kirchliche Mentalität.

Einmal kamen einem zunehmend die zu schützenden, die bedrohten Wahrheiten in den Blick, d. h. bestimmte Aussagen und Formeln, die angegriffen schienen. Diese Wahrheitsformeln wurden mit allen Kräften verteidigt, meist isoliert für sich und ohne Rücksicht auf den Kontext, vor allem ohne Rücksicht darauf, daß es in christlichem Glauben nicht einfach um Wahrheit an und für sich geht, sondern immer um Heilswahrheit für den Menschen.

Zweitens wurde für diese Einstellung der Einsatz von Straf- und Zuchtmitteln immer wichtiger. Die Bereitschaft wuchs, möglichst rasch zu ihnen zu greifen, um tatsächliche oder vermeintliche Übeltäter und Feinde des Christentums unschädlich zu machen. Je schützenswerter die Wahrheit isoliert für sich erschien, desto stärker wurde der Mensch als ihr potentieller Zerstörer betrachtet, als Gefahr für die Wahrheit, als einer, der durch seine Zweifel und durch seine Schwäche die Offenbarung Jesu Christi ständig gefährdet. Da gilt der Mensch nicht mehr in erster Linie als der potentielle Christ, der glauben kann und der seinen Glauben auch leben möchte. Vielmehr rückt er als derjenige in den bestimmenden Vordergrund, der dem

Wort und dem Heilsangebot Jesu feindlich ist.

Beides wirkt sich gegen den Menschen aus, dessen Bild in dieser Einstellung verzerrt wird. Grund dafür ist die Enge, in der hier die Aufgabe der Kirche als gegen den Menschen gerichtet konzipiert ist. Erst auf diesem Hintergrund wird deutlich, was der Wunsch von Papst Johannes XXIII. bedeutete, das Konzil solle eine Öffnung der Kirche einleiten, und zwar in betont pastoraler Ausrichtung auf den Menschen. Selbstverständlich wollte der Papst damit das Christentum in keiner Weise neuzeitlichen Modetrends ausliefern oder den Kategorien des Zeitgeistes unterstellen. Seine Überzeugung lief ganz im Gegenteil darauf hinaus, mit diesem weiten Programm die Kirche an etwas zu erinnern, was ein wenig in Vergessenheit geraten war. Daß nämlich Jesus Christus *für* die Menschen gekommen ist und darum natürlich bei ihnen auch ankommen will; daß mithin jedes Christentum vor allem und immer darauf zu sehen hat, die Menschen wirklich zu erreichen und ihnen den Zugang dazu möglichst zu erleichtern. Deshalb lernt der Missionar eine fremde Sprache, deshalb gibt sich die Schwester im Kindergarten so, daß auch Kinder sie verstehen. Es geht dabei um einen Zentralpunkt des Evangeliums, um die Menschwerdung Jesu Christi selbst. Was wäre also natürlicher als das Bemühen, die Frohbotschaft in die Sprache der Menschen unserer Zeit zu übersetzen!

Doch wird solch ein Versuch ohne Erfolg bleiben, solange man den Menschen nicht als den Adressaten, den zum Glauben eingeladenen und den von der Gnade Gottes Gemeinten, d. h. als *möglichen Christen* sieht, ganz gleich in welcher Ausgangssituation er sich befindet, wie schwach er erscheint oder wie wenig Vertrauen er zunächst einflößt. An diese Sicht des Menschen hatte sich das Konzil erst wieder zu gewöhnen, es mußte sie zum Teil

auch mühsam einüben und erst nach und nach das damit verbundene Menschenbild klären. Wie weit sich vom Zweiten Vatikanum aus dieser Blick für den Menschen in der Kirche überhaupt durchsetzte, dürfte eine noch durchaus offene Frage sein.

2. Der Mensch berufen zur Heiligkeit⁴

Aber ist die angedeutete Sicht erlaubt? Verkennt sie nicht, daß der Mensch ein Sünder ist? Die Frage wäre rasch abzutun mit dem Hinweis auf Paulus und seine Feststellung, daß dort, wo die Sünde übermächtig wurde, sich die Gnade als noch mächtiger erwiesen habe.⁵ Eines jedenfalls ist richtig: die positive Sicht des Menschen kann ihren Grund nicht im Menschen selbst finden. Doch läßt sich vielleicht sagen: Wenn den Konzilsvätern die Aufgabe von „aggiornamento“ und Öffnung vor allem beim Thema Kirche aufging, dann zeigt dies allein schon, daß die pastorale Ausrichtung nicht auf das Individuum eingeschränkt werden soll, daß also das individualistische Mißverständnis der Neuzeit auch für das Thema Mensch auszuschließen ist. Es geht nie um das isolierte Einzelwesen, sondern um den Menschen mit all seinen konkreten Bindungen, in seiner vielfältigen Lebenswelt, mit allem, was ihn als den ausmacht und bestimmt, der er ist. Gemeint ist in erster Linie der Mensch als Gemeinschaftswesen.

Doch war nicht ein Kirchenbild, das diesem Verständnis des Menschen entsprach, erst noch zu entwickeln? Ohne frühere Vorstellungen und Bilder in Frage zu stellen — man suchte sie alle aufzuneh-

men —, fand das Konzil seine eigene Formel in dem biblischen Bild vom „Volk Gottes auf dem Weg“.⁶ Das Eingangskapitel der Kirchenkonstitution setzt freilich das Vorzeichen dafür, wie dieses Bild zu verstehen ist, in Zuordnung nämlich zu den anderen bekannten Bildern für die Kirche und nie so, daß hier eines gegen das andere ausgespielt würde. Darin deutet sich ja gerade das „Geheimnis der Kirche“ an, daß ihre Wirklichkeit und ihr Wesen nicht in einer einzigen Formel zu fassen ist, die dann nach Belieben manipuliert werden könnte.

Die Konzilsväter haben überdies dem Bild des „Volkes Gottes“ einen ganz konkreten Rahmen gegeben, als sie ihre Erklärung mit dem Satz einleiteten: *Lumen gentium cum sit Christus . . . Christus ist das Licht der Völker.*⁷ Mit dem Wort „Völker“ meinen sie alle Menschen. Dieser Gedanke steht auch am Anfang des zweiten Kapitels, wo thematisch vom „Volk Gottes“ gesprochen wird: *In omni quidem tempore et in omni gente Deo acceptus est quicumque timet Eum et operatur iustitiam . . . Zu aller Zeit und in jedem Volk ruht Gottes Wohlgefallen auf jedem, der ihn fürchtet und gerecht handelt.*⁸ Die Geltung *für jeden* wird auch an dieser Stelle deutlich hervorgehoben. Gleichzeitig werden alle Völker in den Blick genommen. Von ihnen hebt sich das „Volk Gottes“ ab, ohne sie jedoch auszuschließen. Vielleicht bilden diese Völker, deren Licht Jesus Christus ist, das Feld, aus dem das Gottesvolk erwächst und das ganz in dieses Gottesvolk eingehen soll. „Gott hat es . . . gefallen“, so begründet das Konzil seinen Gedanken, „die Menschen nicht

⁴ Die Zwischenüberschrift bezieht sich auf das fünfte Kapitel der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“; es handelt über „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“, was im Aufbau dem zweiten Kapitel „Das Volk Gottes“ entspricht.

⁵ Vgl. Röm 5,20.

⁶ Vgl. dazu den Titel des zweiten Kapitels von „Lumen gentium“ „Das Volk Gottes“, dem das Kapitel „Das Mysterium der Kirche“ vorausgeht. Ebd. Nr. 6—8 die verschiedenen anderen Bilder für die Kirche.

⁷ LG Nr. 1.

⁸ LG Nr. 9.

einzelnen, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen.⁹

Grundlage der kirchlichen Wirklichkeit ist demnach die an alle und an jeden ergehende Berufung Gottes. Hier beginnen Leben und Ordnung, Geschichte und Ziel des gemeinsam gelebten christlichen Glaubens. Jeder ist Berufener. Und was vom Volk Gottes gilt, ist zunächst auch in gleicher Weise allen angeboten. Das fassen die Konzilsväter in ihrer Betrachtung über „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ zusammen. Der Blick lenkt so auf das Ziel, zu dem der Weg der Kirche alle führen soll. Berufung und Ziel entsprechen einander darin, daß sie allen gemeinsam sind und daß gerade diese Gemeinsamkeit tragender Grund des ganzen kirchlichen Lebens in der Vielfalt seiner unterschiedlichsten Äußerungen ist. Noch konkreter gesprochen handelt es sich in dieser Vision des Menschen um eine konsequente Auslegung dessen, was die Taufe ist und bewirkt. Der Sinn für das Sakrament der Taufe war wohl ein wenig in Vergessenheit geraten. Gewiß wußte man um die Kirche als Gemeinschaft der Getauften, aber das Problem begann schon, wenn man sich der verschiedenen christlichen Konfessionen erinnerte. Es ist doch erstaunlich, daß diese Grundlage des Christseins jeder, notfalls sogar ein Ungetaufter einem anderen spenden kann. Christsein heißt dann, gemeinsam die Taufberufung leben und deshalb auf dem Weg zu sein . . . in statu viatoris, wie das Mittelalter sagte. Im Blick auf das Menschenbild folgen daraus wichtige Züge. Die Konzilserklärung zur Religionsfreiheit „Dignitatis humanae“¹⁰ hat im Zusammenhang mit der Menschenwürde wichtige von ihnen hervorgeho-

ben. Aber auch das Dekret über den Ökumenismus ruht auf dem, was sich aus der Taufe folgern läßt, und die Pastoralkonstitution beschreibt das Miteinander von Kirche und Welt, von Getauften und zur Taufe Berufenen zum Wohl aller.

Doch hinter all dem steht der Plan Gottes selbst, der grundlegend *alle* einlädt, *alle* sammeln will zur Gemeinschaft mit ihm, aus der niemand von seiner Seite ausgeschlossen ist. Dieser allgemeine Heilswille wollte indes zunächst einmal wieder ganz ernstgenommen sein, bis das christliche Menschenbild unter diesem Vorzeichen in Konturen erschien und aufleuchtete, die überraschend neu erschienen. Neue Schwerpunkte kamen ans Licht, kaum gesehene Möglichkeiten deuteten sich jetzt an.

Von *Neuigkeit* kann freilich nicht so gesprochen werden, als hätte unsere Zeit etwas Neues erfunden, wohl jedoch in dem Sinn, daß hier Verdecktes, Übersehenes, Unbeachtetes seine Kraft zu entfalten anfang. Das Glaubensbewußtsein über den Menschen wurde dabei fast von selbst anders, tiefer, lebendiger. Ja in einer „christlichen Anthropozentrik“ drängte die zentrale Stellung des Menschen für Gottes Heilswerk ins Bewußtsein, also nicht im Gegensatz zu Gott oder an Stelle einer Theozentrik, sondern als genaue Konsequenz der Stellung Jesu Christi, des Gottes, der Mensch wurde. Wird diese Wahrheit ernst genommen, dann ist leicht zu erkennen, wie sehr die Gegenüberstellung, der Antagonismus der Moderne zwischen Gott und Mensch an den wirklichen Verhältnissen vorbeizieht, wie falsch und grundlos diese Idee ist.

Daß der Mensch in die Gemeinschaft mit Gott und in die Gemeinschaft mit anderen eingeladen ist, stellt sich als der ursprüngliche Ansatz für Sicht und Auffassungen

⁹ LG Nr. 9.

¹⁰ Sie gehört zu den Dokumenten der Schlußphase des Konzils (1965).

des Zweiten Vatikanischen Konzils heraus. Diese Berufung bleibt ganz und gar Sache Gottes, doch gibt sie dem Menschen seine Würde und macht ihn erst zu dem, der er für Gott ist und sein soll. Sicher folgt daraus, daß dieser Mensch sich auch entsprechend verhalte und vor allem diese Wirklichkeit selbst ausdrücklich annehme. Die volle Gestalt solcher Annahme ist aber die Taufe. Das Konzil indes erkennt, daß es für das Wirken des Geistes Gottes noch andere Weisen und Möglichkeiten geben kann, über die wir nicht zu urteilen haben. Damit ist vor allem die eigentliche Instanz dieser allgemeinen Heilsberufung Gottes im Menschen wiederentdeckt, das Gewissen nämlich, an das sich Gott wendet und dessen Zustimmung er prinzipiell sucht.

Auch die Taufe erwächst aus einer Gewissensentscheidung, wenn sie ist, was sie ihrem Wesen nach sein muß. Je nach Gegebenheiten und Umständen entspricht diese Entscheidung des Gewissens als echte Antwort dem einladenden Ruf, ohne jedoch notwendig und in jedem Fall in einem äußeren Taufakt greifbar zu werden. Dazu ist noch manches sonst erforderlich, dem jedoch hier nicht näher nachgegangen werden kann. Die Taufe als ausdrückliche Eingliederung in die bewußte Gemeinschaft der an Christus Glaubenden ist und bleibt aber nach christlicher Sicht der normale Weg, auf dem solch ein Ja des Gewissens konkret wird. Mit diesem Ja — wie auch immer es konkret wird — ist die alles tragende Grundlage jedes Christseins gegeben, die einzige unverzichtbare Basis für das Heil, während alles weitere nur als besondere Entfaltung dieser fundamentalen Berufung richtig zu erfassen und zu deuten ist. Welchen Sinn indes besitzen entsprechend dem Zweiten Vatikanischen Konzil weitere Ausfaltungen dieser Art? Der ent-

scheidende Akt des Ja von seiten des Menschen wird ja normalerweise in der Taufe gesetzt und greifbar. Besondere Bedeutung erhält diese Frage angesichts der früheren, ganz kanonistisch bestimmten Sicht der Kirche, in der die Glaubensgemeinschaft ausschließlich hierarchisch gezeichnet wurde, ausgehend von oben und sich wie eine Pyramide nach unten verbreiternd.¹¹ Dieses Modell erfuhr durch das letzte Konzil eine beachtliche Ausweitung und Ergänzung durch das Gegenmodell des „Volkes Gottes auf dem Weg“. Nicht von besonderen Berufungen aus, konkret verdeutlicht: vom Papst über die Bischöfe und Priester bis hin zu den Laien, baut sich dieses Volk auf. Die gleiche Berufung aller, zu diesem Volk zu gehören und in es eingegliedert zu sein durch die Taufe, d. h. die Gewissensentscheidung jedes Gläubigen ist es, die an der gemeinsamen Aufgabe dieses Volkes teilnehmen läßt. Konsequenterweise beschrieb das Konzil die Rolle der besonderen Berufungen innerhalb des Volkes Gottes als Präzisierungen der Taufberufung und gab ihnen ihren Sinn im Blick auf den Dienst an der allgemeinen Einladung aller zum Christsein. Jede besondere Berufung versteht sich also nach dem Zweiten Vatikanum als spezieller Auftrag zu Gunsten der Grundberufung des Volkes Gottes und in deren Rahmen.

Hierarchie also gibt es, um dem Leben und der Ordnung dieses neuen Volkes zu dienen, Laien sind beauftragt, um im Namen des Volkes Gottes dem Leben und der Ordnung der Welt zu dienen, Ordensleute sind gesandt, damit dieses Volk über allem Mühen im Jetzt sein letztes Ziel lebendig vor Augen hat und nicht vergißt. Mit diesem Gedanken vom Dienst verbinden sich die Vorstellungen über das Wie dieses Dienstes. Nicht isoliert, sondern im Miteinander wird er getan. Für die Hierarchie

¹¹ Herausgearbeitet und kritisiert hat diese Sicht vor allem P. Y. Congar O. P.

hat das Konzil dies mit der Idee der „Kollegialität“ betont. So ist ein gewissermaßen allgemeines Prinzip für den dienenden Einsatz von Christen aufgestellt. Dazu ist der Dialog als erste und gewöhnliche Form dieses Miteinanders zu rechnen. Kollegialität und Dialog wirken als normale Instrumente und verpflichten den Kleriker wie den Laien und den Ordenschristen gleichermaßen in der Unterschiedlichkeit des jeweiligen Dienstes, den jede Gruppe in der Kirche und für die Kirche zu tragen hat. Ähnlich übergreift auch der sakramentale Charakter des Dienens am und im Volk Gottes alle Sonderberufungen, mögen auch manche Sakramente ihrer Natur nach gerade besonderen Pflichten zugeordnet bleiben wie die Ehe oder die Weihe. Daß sich damit in der Liturgiekonstitution schon ein bis dahin kaum spürbares Verständnis der Sakramentalität angemeldet und ausgewirkt hat, überrascht nun nicht mehr. Der Mensch als Vermittler und als Empfänger gehört ja in einen zutreffenden und ungeschmälerten Begriff des Sakraments hinein; Sakrament ist immer personale Heilsvermittlung.

Die Konstitution über die Liturgie¹² stellte mit diesem Ansatz die Weichen für ein von den Sakramenten her neu akzentuiertes Menschenbild. Überwunden wurde die alte, viel zu starre Entgegensetzung von Empfänger und Spender; der innere Zusammenhang beider Rollen im sakramentalen Geschehen als Dienst am Glauben wurde sichtbar. Nicht mehr der Spender nimmt den ersten Platz ein; denn wir alle sind zunächst Empfänger und nur weil wir Empfänger sind, können wir möglicherweise auch Spender werden. Damit steht wieder im Vordergrund, für wen das Sakrament da ist und gemeint ist: der Glaubende, um dessen Heil es geht. Freilich nimmt in der Kirche Jesu Christi nie-

mand sakramental am Heil teil, der nicht zugleich zum Zeugen für die Brüder wird, eine Perspektive, auf die jeder besondere Dienst entsprechend zu beziehen ist. Damit werden auch künftig die Unterschiede nicht aufgehoben und nicht eingeebnet. Sehr genau zu beachten ist jedoch, daß in der Wirklichkeit christlichen Lebens *Empfangen* und *Geben* nicht exklusiv verschiedenen Personen zugeschrieben wird, so als gebe es Empfänger, die nie Geber wären, und umgekehrt Geber, die nie Empfänger sind. Ein Christ kann auch in besonderem Auftrag nur vermitteln, was er zuvor empfing und weil er es vorher empfangen hat. Unter dieser Rücksicht könnte man das Menschenbild des Zweiten Vatikanums so wiedergeben: der Mensch im Bezug auf Jesus Christus empfängt und gibt; er gibt, weil er empfängt, und er empfängt, um zu geben, d. h. damit er seine Christenexistenz in der Vermittlung lebt.

Vermittlung meint hier freilich nicht nur eine Tatsache, sondern ein Verhalten, ein Handeln, ein Tun und Lassen aus einem Auftrag und aus einer Verantwortung heraus. Es bedeutet zunächst und ursprünglich die Bezeugung des Heils, der Berufung zur Gemeinschaft mit Gott. Konkretisiert wird diese in der Berufung zum besonderen Dienst, der innerlich auf der Berufung zum Christsein, auf dem allgemeinen Auftrag und der entsprechenden Verantwortung aufbaut.

Der besondere Dienst hängt damit immer von der Grundberufung ab, tritt indes nicht einfach äußerlich und unverbunden zu ihr hinzu. Für den einzelnen ist er vielmehr *die* konkrete Art und Weise, auf welche er Christ zu sein hat. Dieser Zusammenhang verlangte natürlich noch eine genauere Beschreibung und Darstellung, die jedoch hier nicht geboten werden

¹² Dieser Text wurde als erste Äußerung des Konzils 1963 verabschiedet. Wie sehr mit ihm die Weichen für die Arbeiten der Kirchenversammlung gestellt wurden, stellt sich erst allmählich heraus.

kann. Es genüge der zusammenfassende Hinweis, daß im christlichen Glauben allgemeine und besondere Berufung ihren unverwechselbaren Platz und ihre unumkehrbare Ordnung haben; im Leben des Glaubens bleiben sie zudem untrennbar aneinander gebunden. Die entscheidende Ausrichtung des Weges gibt das gemeinsame Ziel des Volkes Gottes vor; dieser Ausrichtung aber dient die konkrete Aufgabe eines jeden. Die Würde des Menschen ruht für den Christen auf der Tatsache, daß er von der Schöpfung und Erlösung her eingeladen ist, die Lebensgemeinschaft mit Gott zu teilen, nicht für sich allein, sondern mit allen anderen, mit denen, die schon glauben, und mit jenen, die dazu finden sollen. Die Würde wirkt sich dann unterschiedlich konkret aus. Gegeben ist sie in jedem Fall, ob es einem Menschen bewußt ist, ob er sie akzeptiert und entsprechend zu leben sucht oder nicht.

3. Konsequenzen¹³

Wer ein wenig aufmerksamer auf die Frage achtet, entdeckt beim Lesen der Konzilsdokumente, wie hier ein christliches Menschenbild im Hintergrund die Behandlung unterschiedlichster Fragen und Schwierigkeiten mitbestimmt hat. Dieses Bild erhielt durch die Konzilsväter des Zweiten Vatikanums eine Zeichnung und eine Kontur, die stark von den Zügen abstecken, die bis dahin in der Kirche für das vorherrschende Bild vom Menschen maßgebend schienen. Die Beschreibung, die das Konzil versuchte, findet gegen Ende der Kirchenversammlung in der

Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ ihren klarsten Ausdruck.¹⁴ Das erste Kapitel dieses Textes handelt über „Die Würde der menschlichen Person“.¹⁵ Höhepunkt dieser Aussagen ist ohne Zweifel der Schlußabschnitt dieses Kapitels „Christus, der neue Mensch“.¹⁶ Hier ist alles kurz und knapp zusammengefaßt, was das Konzil über den Menschen zu sagen hatte. Damit ist auch die Frage nach dem Menschenbild aus christlicher Sicht überhaupt beantwortet; denn Christus erschließt dem Menschen seine höchste Berufung, weil er als Bild des unsichtbaren Gottes vollkommen Mensch ist.

In seiner Menschwerdung hat sich Jesus Christus gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt, ist in allem uns gleich geworden außer der Sünde. Durch ihn haben alle, die glauben, die Gaben des Geistes bekommen und wurden innerlich erneuert bis zur „Erlösung des Leibes“.¹⁷ Diese Sicht weitete das Konzil am Schluß ausdrücklich aus: „Das gilt nicht nur für die Christgläubigen“, heißt es, „sondern für alle Menschen guten Willens, in deren Herzen die Gnade sichtbar wirkt. Da nämlich Christus für *alle* gestorben ist und da es in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen gibt, die göttliche, müssen wir festhalten, daß der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein. Solcher Art und so groß ist das Geheimnis des Menschen, das durch die christliche Offenbarung den Glaubenden aufleuchtet.“¹⁸

Mit seinen biblischen Anspielungen klingt dieser Text ausgesprochen vertraut.

¹³ Von Konsequenzen ist hier in dem Sinn die Rede, daß die Kirchenversammlung erst durch ihre Bemühungen hindurch zu dem zusammenfassenden Grundgedanken fand, den sie erst am Ende klar zu formulieren wußte.

¹⁴ Die Pastoralikonstitution wurde erst am Ende des Konzils 1965 nach langen und umfangreichen Debatten verabschiedet.

¹⁵ GS Nr. 12–22.

¹⁶ Ebd. Nr. 22.

¹⁷ Röm 8,23.

¹⁸ GS Nr. 22.

Konzentriert man sich hingegen auf seine Aussage, dann wird von selbst die Frage laut, ob denn in der Kirche 25 Jahre nach dem Konzil schon wirklich klar sei, was hier behauptet und damit auch gefordert wird. Das gilt schon für die Voraussetzung, die Öffnung auf den Menschen und das Für-ihn-Dasein. Um aber nicht zu sehr der Versuchung zu verfallen, Fragen zu stellen, die sich nur an andere richten, sei dieser Zweifel auf die Theologie zugespitzt, mag hier auch nicht das erste und dringlichste Problem liegen. Aber gibt es wirklich schon eine Theologie vom Menschen, über Postulate und vielfach polemisch klingende Vorwürfe hinaus, die das Menschenbild des Konzils in seiner Verankerung im Evangelium für die heutige Zeit klar und ansprechend, überzeugend und werbend zum Ausdruck und zur Sprache bringt? Die Konzilsväter hatten notgedrungen den Akzent auf eine für ihre Arbeit brauchbare Formel zu setzen; ihr Bild blieb weitgehend eine Skizze. Solch ein erster Entwurf läßt manche Möglichkeiten zu deutender Änderung. In welchem Sinn sind heute Theologen an der Arbeit, diese Skizze auszumalen? Angeboten werden höchst unterschiedliche, manchmal sogar widersprüchliche Ausführungen des Konzilsentwurfs. Manche ähnelt inzwischen mehr dem, was man vor der Kirchenversammlung gewohnt war. Mit ein paar kräftigen Übermalungen lassen sich Züge überdecken, wenn sie einem nicht passen oder wenn man sie für verunglückt hält. Umgekehrt bleibt es möglich, solche Züge so stark zu unterstreichen, daß sie aus dem Gesamtbild herausfallen und sich mit ihrem Eigengewicht selbständig machen. Das muß einen

ebenfalls fremd anmuten. Es geht nicht nur um ein theoretisches Problem. Die Aufgabe hat bei jedem Schritt ihrer Lösung unmittelbar praktische Auswirkungen. Und deshalb mischen sich leicht Interessen in dieses Geschäft, die irritieren.

Die vorgetragenen Beobachtungen wollen nicht abschrecken. Ganz im Gegenteil. Nüchtern mögen sie sehen lassen, was zu tun ist. Auf diese Weise wollen sie ermutigen, die Sache anzupacken.

Letztlich ist es nur darum zu tun, das christliche Menschenbild in seiner ganzen *Katholizität* besser zu verstehen und zu realisieren. Wie jede andere Deutung auch schließt diese Mißverständnisse und Mißbräuche nicht von vornherein aus; das hängt mit dem katholischen Charakter zusammen. Bereitschaft und Mut, legitime Vielfalt und Spannungen auszuhalten, sind dafür unverzichtbar. Es geht um jene Offenheit, auf die hin sich das Zweite Vatikanische Konzil bewegte. Nicht erst in der Theologie, schon in Familien und Gemeinden, in Diözesen und Gemeinschaften muß diese Haltung ihren Platz haben. Nicht einem Pluralismus verschwommener Art wird damit das Wort geredet. Verteidigt wird jene Einstellung, die in der Vielfalt das Bewußtsein der grundlegenden Einheit lebendig hält, die im Respekt vor der einen und allgemeinen Berufung aller die besonderen Dienste der einzelnen zu würdigen weiß und darum gerade Austausch will und ermöglicht; denn sie weiß um die bereichernde, die herausfordernde und vertiefende Kraft dieses Umgangs miteinander. Das allein dürfte dem Christen in der heutigen Welt entsprechen.